



**PREDIGT AM SONNTAG
MATTHÄUS 5,17-21**

Ursula Silber

Alle vier Wochen backte meine Oma ihren schlesischen Streuselkuchen. Dann duftete es nach Hefe, Butter und Zucker, und sie zog Blech um Blech aus dem Ofen. Denn dann hielten die Heimatvertriebenen aus Oberschlesien am Sonntagnachmittag ihre Andacht, und danach gab es Streuselkuchen. Ich erinnere mich noch gut an den Dialekt, den meine Großeltern, mein Vater und die anderen miteinander sprachen, an die Lieder und Gebete, an die Geschichten von zuhause, damals in Oberschlesien. Und wir Kinder, mein Bruder und ich, saßen dabei, hörten zu – und aßen schlesischen Streuselkuchen. Mitten in Westfalen.

Und zwischen den Worten und Tönen der Lieder, ja zwischen den Streuseln schien immer wieder die Frage durch: Wer sind wir eigentlich? Wir pflegen unsere Erinnerungen, unsere Sprache, unsere Bräuche – aber das geht nicht mehr ungebrochen wie „drheeme“ (daheim). Gleichzeitig bauen wir hier Häuser und passen uns an. Manchmal mehr das eine, und manchmal mehr das andere. Erst als ich kein Kind mehr war und es diese Treffen längst nicht mehr gab, konnte ich dieses Ringen um die eigene Identität richtig begreifen, die manchmal auch harten Worte und die Tragik, die darin steckte. Die Erwachsenen wussten: So, wie es immer war, ganz selbstverständlich, so geht es nicht mehr und so wird es nie wieder werden. Dorthin können wir nicht mehr zurück, hier gehören wir nicht richtig dazu. Wir müssen uns selbst neu erfinden. Aber dabei wollen wir das Gute und Wertvolle von daheim erinnern und bewahren, auch wenn das Leben anders weitergeht. Der Streuselkuchen meiner Oma war süß, aber er schmeckte auch ein bisschen bitter – nach dem Schmerz des Nicht-mehr-daheim-Seins, nach dem Ringen darum: Wer sind wir eigentlich?

Einen ganz ähnlichen Schmerz und ein Ringen um diese Frage höre ich auch zwischen den Zeilen der Sätze aus dem Matthäusevangelium: Wer sind wir eigentlich? Wie bewahren wir unsere Wurzeln und das, was uns trägt? Und was tun wir jetzt – mit dem Schmerz um die verlorene Zugehörigkeit, aber auch mit den neuen Herausforderungen?

Die Christinnen und Christen der matthäischen Gemeinde sind Juden und Jüdinnen, ganz selbstverständlich. So wie Jesus auch. Sie glauben an den auferstandenen Jesus als den Christus, den Messias. Sie verstehen sich als eine messianische Gruppe unter vielen innerhalb des breiten Spektrums von jüdischen Bewegungen und Richtungen. Dass ihre Begeisterung und ihre Überzeugung, dass Jesus aus Nazareth der Messias ist, in der jüdischen Gemeinde nicht alle mitreißt, muss für die Jesus-Leute damals enttäuschend gewesen sein: Warum lassen sich so viele nicht anstecken? Warum können oder wollen sie nicht den Messias sehen in Jesus? Was machen wir falsch, dass es einfach nicht „funkt“? Das sind bittere Fragen, wenn man doch selbst so begeistert ist! Und ir-

gendwann, vor gar nicht langer Zeit, ist klar geworden, dass es so nicht mehr geht, gemeinsam unter einem Dach. Alle haben sie gespürt, dass die Unterschiede immer größer werden und dass man sich trennen muss, um seinen eigenen Weg zu gehen. Das muss für beide Seiten schmerzhaft gewesen sein. Und ging sicher nicht ohne harte Worte ab, auch das spiegelt sich ja noch im Matthäus-Evangelium: Ausschluss aus der Synagoge und „Hausverbot“ sind für diese Jesus-Schülerinnen und -Schüler ganz frische und traumatische Erfahrungen! Man lebt jetzt also nebeneinander, aber man spricht nicht mehr miteinander, vor allem nicht über Jesus aus Nazareth und welche Bedeutung er haben könnte. Und angesichts dieses abgebrochenen Gesprächs sieht die matthäische Gemeinde nun ihren Weg darin, auch den „Menschen aus den Völkern“ die gute Nachricht zu verkündigen; ja, der Auftrag dazu wird am Ende ihres Evangeliums sogar dem auferstandenen Herrn in den Mund gelegt! Dort, bei den nicht-jüdischen Sympathisanten, findet ihre Begeisterung ein Echo, es kommen Menschen und möchten dazugehören. Und gern öffnet man ihnen die Türen. Manche aus Gemeinde halten sich trotzdem weiter an die jüdischen Regeln und Bräuche, so wie sie es immer getan haben, warum auch nicht? Andere sehen das locker und nehmen es jetzt, wo auch Brüder und Schwestern ohne jüdischen Hintergrund dazugehören, nicht mehr so genau mit den Speisevorschriften, mit anderen Dingen, sogar mit der Beschneidung. Auch das führt natürlich zu Spannungen und Konflikten, letztlich zur Frage nach der eigenen Identität: Wer sind wir? Wo gehören wir dazu? Wer gehört zu uns?

In dieser Situation schreibt der Matthäus-Evangelist sein Lebensbild von Jesus, dem Christus, dem Messias. Er erzählt, wie Jesus sich schon von Kindesbeinen und von Beginn an als der „Gott mit uns“, der Immanuel erwiesen hat. Er erzählt von Begegnungen mit kranken, an den Rand gedrängten, verzweifelten Menschen, die in Jesus Gottes Zuwendung erfahren haben. Er erzählt, wie der Rabbi Jesus lehrt und Weisung für den Alltag gibt. Und an den Anfang der längsten und wichtigsten Rede in seinem Evangelium – der Bergpredigt – stellt er eine programmatische Grundsatzklärung aus dem Mund von Jesus persönlich: „Denkt nicht, ich sei gekommen, um das Gesetz und die Propheten aufzulösen! Ich bin nicht gekommen, um aufzulösen, sondern um zu erfüllen. Ich sage euch: Nicht ein Jota und ein Häkchen der Tora werden vergehen!“ Auf dieser Grundlage soll alles, was jetzt kommt, verstanden werden. Eigentlich ganz einfach und eindeutig: Jesus ist nicht gekommen, um die Tora aufzulösen, außer Kraft zu setzen oder abzuschaffen! Im Gegenteil. Sie bleibt in Geltung, Satz für Satz, Jota für Jota, Häkchen für Häkchen. Buchstäblich. Nichts davon wird zurückgenommen. Die Tora gilt. Für alle in Gottes Volk – letztlich für alle Menschen! Denn sie ist ja keine Last, die Gott uns aufbürdet, sondern ein Geschenk und eine Verheißung: Wenn du danach lebst, dann erfährst du, dass auf diesem Weg die Freude wächst und dein Herz weit wird (Ps 119, 32)! Mit diesem Bekenntnis stellt sich der Matthäus-Evangelist auf die Seite der Tora-treuen Gruppe in seiner Gemeinde; für ihn ist es ein Missverständnis zu glauben, dass Jesus dies alles außer Kraft gesetzt habe und man sich daran nicht mehr halten müsse! Für ihn gehören die Tora, die Propheten und das Halten der ganzen Schrift zum Kern seiner Identität. Und auch zum Kern von Jesus, dem Christus. Der ist gekommen, um die Tora zu „erfüllen“. Zunächst einmal und ganz schlicht heißt das: Jesus erfüllt die Tora, indem er sie hält. Aber der Matthäus-Evangelist sieht noch mehr: In *allem*, was Jesus tut und wie er ist, erfüllt er die Tora und die Propheten, die Schrift. In seinem Blick für die Kleinen und Armgemachten, in seiner heilenden Zuwendung, in seiner solidarischen Hingabe bis in den Tod hinein. Und darin, dass Gott, der Herr des Lebens, ihn auferweckt hat aus dem Tod. Auch das und gerade das bedeutet für den Matthäus-Evangelisten „die Tora erfüllen“. Daran glaubt er.

Und was ist nun die Herausforderung dieses Evangeliums an uns, hier und heute, so viele Jahre später?

Ich kann mir nicht vorstellen, dass es das Gebot der Stunde ist, eine strikte jüdisch-rabbinische Tora-Observanz im Christentum einzuführen. Jüdische und christliche Gemeinden haben sich über viele Jahrhunderte auf unterschiedlichen Wegen weiter entwickelt, nebeneinander, gegeneinander und auch unabhängig voneinander. In den christlichen Gemeinden sind die „Menschen

aus den Völkern“, die selbst keine jüdischen Wurzeln haben, nicht mehr der Sonderfall, sondern der Normalfall. Das kann man jetzt nicht einfach zurückschrauben auf die Situation, in der dieses Evangelium entstanden ist. Was also dann?

Das erste ist für mich, die Tragik und den Schmerz von damals wahrzunehmen und zu spüren; dass sich die Wege trennten, unumkehrbar, und eine lange und tragische Geschichte von Verstrickungen, Verleumdungen und Verfolgungen nach sich zogen, für die wir auch heute die Verantwortung übernehmen müssen. Dass diese Trennung bis heute schmerzt. Und dass in den christlichen Kirchen die bewusst jüdisch-christliche Identitätsvariante, wie sie der Matthäus-Evangelist verkörpert, unwiederbringlich verdrängt worden ist. Sie ist nur noch im Spiegel dieses Evangeliums sichtbar – aber immerhin.

Der zweite und wichtigere Impuls ist für mich: Die Schrift ernst nehmen!

Wir sollten vorsichtig damit sein zu meinen, wir als Christen wüssten so ungefähr Bescheid über das so genannte Alte Testament und stünden aber eigentlich darüber. Immerhin hat die christliche Kirche entschieden, dass die hebräische Bibel zur ihrer Heiligen Schrift gehört, und verteidigt und begründet diese Entscheidung bis heute. So werden wir auch als Kirche „aus den Völkern“ jedes Mal auf unsere jüdischen Wurzeln verwiesen, wenn wir nur das Inhaltsverzeichnis der Bibel aufschlagen. Erst recht, wenn uns wie heute das Evangelium verkündet wird: „Nicht ein Jota und ein Häkchen sollen vergehen ...“

Für mich als Christin, für die christliche Tradition gehören dazu auch die Schriften, die von Jesus dem Christus erzählen – zusammen mit der Tora und den Propheten und nie ohne sie. Die Schrift ernst nehmen, das könnte heißen, immer wieder ernsthaft zu lesen und zu verstehen versuchen – und das, was ich verstanden habe, zu leben, auch wenn es noch so wenig ist. Das tun viele Menschen – jüdische und christliche, ganz bunte Gruppen, auch wir hier in Ohrbeck. Meine Vision ist: Wenn wir so miteinander die Schrift lesen, zu verstehen versuchen, sie entdecken, sie lieben, sie zu leben versuchen – dann lassen wir die Tora gültig sein und erfüllen sie, erfüllen sie immer neu mit Leben.

Dann erzählen wir uns gegenseitig von unseren unterschiedlichen Versuchen, auf dem Boden der Schrift unsere Identität als glaubende Menschen und als Glaubensgemeinschaft zu konstruieren, mit unseren unterschiedlichen Sprachen und Dialekten, unseren Liedern und Bräuchen, sogar mit unseren Rezepten und dem typischen Geschmack des Kuchens, den unsere Großmütter zu backen pflegten. So könnten die Unterschiede zur Vielfalt werden, zu einem Reichtum, von dem wir einander kosten lassen.

Dann suchen wir nach Wegen, was das ganz konkret heißen kann, die Weisungen Gottes zu leben, mit Leben zu erfüllen. Es kann uns die Augen öffnen und den Blick schärfen, was heute dran ist: in jedem Menschen, der mir begegnet, das Besondere und das Licht Gottes sehen; nicht schweigen, wenn ein klares Wort wichtig ist; mit meinem Lebensstil dazu beitragen, dass die ganze Schöpfung leben und atmen kann ... Dazu haben Sie alle Ihre eigenen Gedanken und Erfahrungen, das brauche ich Ihnen nicht zu predigen. Die Schrift mit Leben erfüllen, das geschieht in jedem Augenblick, in dem wir versuchen, aus Gottes Kraft heraus zu leben, zu reden, zu handeln.

Und dabei öffnet sich der Horizont auf einmal über uns, über Jüdinnen und Juden, Christen und Christinnen und unsere Geschichte miteinander, weit hinaus. Denn dabei geht es nicht nur um uns. Es geht um's Ganze. Es geht um das Projekt Gottes für eine neue Welt, in der Gerechtigkeit und Friede sich küssen, in der Menschen geschwisterlich leben und Zukunft haben, gerade die kleinen und ausgegrenzten, die unerwünschten und die schwierigen. Die Tora lesen, lieben und mit Leben erfüllen: Nicht zuerst um unseretwillen, sondern für die ganze Welt!